

# Gottfried Keller und Carl Spitteler in ihrem geistigen Verhältnis

Autor(en): **Krüger, Werner A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158889>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eigentums an allen lebenswichtigen Gütern; was Rußland in zwanzig Jahren geleistet hat, ist für Kapitalisten und die kapitalistische Presse abschreckend, umso weniger aber für die große Masse der Besitzlosen und der ewig in ihrer Existenz Bedrohten“ . . .

Diese Ausbeutung der Ereignisse für innerpolitische Zwecke und diese Verdrehung der Wirklichkeit geben alle Veranlassung, sich die offensichtliche Übereinstimmung vor Augen zu führen, die heute noch zwischen der Doktrin der II. und derjenigen der III. Internationale besteht. Man wird daher die weitere taktische Entwicklung der Schweizerischen Sozialdemokratischen Partei mit aller Wachsamkeit verfolgen.

### V. **Schlußfolgerung.**

Das Bild, das wir hier zu zeichnen versucht haben, ist nicht rosig. Es wird wahrscheinlich noch düsterer werden, sollte der Krieg noch lange fortbauern. Zudem endigt ein solcher, langandauernder Konflikt nie ohne tiefgreifende soziale Wirren, die von allen im Trüben Fischen und Verzweifelten ausgebeutet werden. Friedensinsel inmitten eines die ganze Welt umspannenden Konfliktes, wird unser Land der revolutionären Seuche nur dann widerstehen können, wenn alle seine Bürger durch gegenseitige Opfer, durch gegenseitiges Verständnis das Entstehen eines die Unruhen, die Erschütterungen und den Umsturz begünstigenden Bodens verhindern. Nur eine Politik der Ausscheidung aller Unruhestifter und Demagogen, verbunden mit einer gleichzeitigen Politik der Zusammenarbeit und des Aufbaues, wird die Schweiz in die Lage versetzen, die Rückschläge der Erschütterungen, unter welchen unsere alte Welt — wie auch der Kriegsausgang sein mag — unvermeidlich erzittern wird, nicht in ihrer ganzen ungeheuren Gewalt über sich ergehen lassen zu müssen.

## **Gottfried Keller und Carl Spitteler in ihrem geistigen Verhältnis.**

Von **Werner A. Krüger.**

### I.

Gottfried Keller und Carl Spitteler — diese beiden großen Schweizer Geister sind kaum durch irgend ein tieferes Band miteinander verknüpft; die trennenden Momente überwiegen bei weitem die verbindenden, und das äußerlich scheinbar so leicht zu kopulierende Namenspaar entspricht in Wahrheit — trotz der unmittelbaren Gemeinsamkeit ihres Schweizertums — einer Antithese von größter Spannweite.

Dennoch handelt es sich bei ihrem bedeutsamen Zusammentreffen um eine geistige Berührung, die, so sehr auch Keller sie als bloße Episode

betrachtet haben mag, für Spitteler von überragender Bedeutung werden sollte. Denn es ist keine Frage: Gerade weil Keller und Spitteler als zwei einander ablösende Träger des Schweizer Ingeniums sich im Grunde ausschlossen, ja sich zum Teil ausschließen mußten — man denke nur an den Gegensatz der Generationen: Keller wurde 1819, Spitteler 1845 geboren —, muß der Tatsache ihrer Begegnung im Hinblick auf Spitteler, als den gleichsam Bittenden und Empfangenden, eine wesentliche Bedeutung zuerkannt werden.

Wie so oft vorher schon, ist es auch diesmal Josef Viktor Widmann gewesen, der mit der tiefen, echten Flamme seiner Begeisterung in Gottfried Kellers Seele jenen Funken zum Erglühen brachte, dessen es damals — ein Jahr etwa nach dem furchtbaren Mißerfolg von Spittelers „Prometheus und Epimetheus“ (erster Teil, 1880) — bedurfte, um in dem unglücklichen Dichter von neuem den Glauben an die eigene Bestimmung, die eigene Größe wieder aufleuchten zu lassen.

Spitteler schreibt<sup>1)</sup>, Widmann habe damals von sich aus den Prometheus „durch die Post“ an alle seine Bekannten verschickt (auf welche Weise neben Keller auch Nietzsche, Meyer, Böcklin, Burckhardt, Bächtold zu ihrem Exemplar gekommen sind.) „Mein Glück war es“, erzählt er weiter, „daß unter seinen [Widmanns] Bekannten Gottfried Keller war, und daß dieser sich in außerordentlich zustimmender Weise über das Buch in einem Briefe an Widmann äußerte. Wenn ich diese Zustimmung nicht erhalten hätte, würde ich wahrscheinlich das Dichten aufgegeben haben, denn alle andern Stimmen<sup>2)</sup> lauteten absprechend, und wenn einem alle Welt auf Grund eines vorliegenden Werkes das Dichtertalent abspricht, so kann man wohl stugig werden. Ohne Widmann aber hätte Keller von meinem Buche nichts gewußt“.

Mit einer ans Divinatorische reichenden Einfühlungskraft erkannte Keller — ähnlich wie zuvor in Richard Wagners „Ring“-Dichtung — auch im Spitteler'schen „Prometheus“ das große, einmalige Kunstwerk, als das es sogleich nach der Vollendung (seines ersten Teiles) aus der Zeit, in der es geschaffen ward, emporragte. Kellers an Widmann gerichteter Brief<sup>3)</sup> gehört denn in der Tat zum Wunderbarsten, was über Spittelers einsamen Erstling überhaupt nur gedacht und empfunden worden ist, und wir zögern daher nicht, ihn in seinen wesentlichen Sätzen hier wiederzugeben, obschon sein Inhalt heute als bekannt vorausgesetzt werden dürfte. Keller schreibt:

<sup>1)</sup> Carl Spitteler: „Was ich Widmann verdanke“, NZZ., 15. und 16. Nov. 1911.

<sup>2)</sup> Auch Nietzsche hat damals noch in keiner Weise reagiert.

<sup>3)</sup> Brief vom 27. Jan. 1881, vgl. „Gottfried Keller und J. V. Widmann, Briefwechsel“, hg. von Dr. Max Widmann, Basel und Leipzig 1922. — Wo nichts anderes angegeben ist, sind auch die folgenden Briefstellen Kellers und Widmanns diesem Buch entnommen. Im übrigen vgl. „Kellers Briefe“, hg. von Max Rußberger, Leipzig 1927.

... Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Abjäten umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat. Selbst mit den Wunderlichkeiten des ewigen ‚Und über dem‘ und des ‚plötzlichen Geschehens‘ usw. versöhnt man sich zuletzt.

Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht<sup>4)</sup>. Ich sehe ungefähr wohl, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein allgemeines, oder kommt es am Ende wie bei Gustav Freytags ‚Ahnen‘ darauf hinaus, daß er sich selbst und sein eigenes Leben meint. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein und der Löwe und der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde.

Trotz der kosmischen, mythologischen und menschlich zuständlichen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer voll aufgeht. (Wie grandios stilvoll ist der Engel, der extramundan doch auf der breiten Marmorbank sitzt, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt!)

... Nun habe ich bei der Lektüre unserer Dichtung ein Gefühl, wie wenn ich dieselbe schon aus der altindischen oder chinesischen Literatur einmal gekannt und wieder vergessen hätte, wie wenn ich mich des Hündleins und des Löwen, des träumenden Bächleins und des schlafenden Baumes, der etwas hören will, und noch vieler Sachen aus dem Rückort meiner Jugendzeit dunkel erinnerte! Ich weiß, es ist nicht der Fall, und dennoch habe ich das Gefühl... Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.

Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher? Ist das nicht schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche, nicht verallegorisierte Leben zu seinem Gegenstande macht? Oder ist die Art seines Talentes so beschaffen, daß es nur in jenen verjährrten geheimnis- und salbungsvollen Weisen sich kann vernehmen lassen und man also froh sein muß, wann es dies tut? Werden, wie Sie richtig bemerken, die Leute sich dazu hergeben, Nüsse zu knacken und die Hälfte des zergrübelten Kernes zu verlieren? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten oder mag es vielmehr nicht versuchen, um dem Verfasser gegenüber auch meinen Eigensinn zu haben. Nur so viel weiß ich, daß ich das Buch... aufbewahren und noch manchmal lesen werde...“

Soweit Keller. Dank dieser seiner Würdigung der „sibyllinischen“ Dichtung hat der große Zürcher Meister — abgesehen davon, daß er damit wieder einmal seine große intuitive Kraft erwiesen — die stille Cella seiner innersten Seele dem sich ihm menschlich und geistig gleichermaßen fremden Antipoden mehr geöffnet, als es seiner Natur im Grunde lieb gewesen. Er ist aber auch in persönlicher Hinsicht weiter gegangen, als es selbst Widmann, der ewig Optimistische, je erwartet hätte; denn dieser wußte, daß sich Keller nur höchst ungern stören ließ, und daher hatte er, wenn er Spitteler wirklich mit Keller in Verbindung bringen wollte, zunächst einmal in sich selbst die größten Bedenken niederzuringen, ob er den Schritt überhaupt wagen dürfe.

<sup>4)</sup> Der zweite Teil von Spitteler's Werk war damals noch nicht erschienen.

Welcher Art diese Bedenken waren, geht in nur zu deutlich-schöner Weise aus dem Briefe hervor, den er an Jacob Bächtold am 4. März 1881 geschrieben hat<sup>5)</sup>: Er möchte nämlich — dies sein Gedanke — Gottfried Keller „um keinen Preis direkt zu einer Rezension [über Spittelers Dichtung] auffordern“, und weiter bemerkt er feinsühlend:

„Ich habe für den großen Mann, der so wunderbare Dinge selbst schafft, eine so große Verehrung, daß ich mir schon ein Gewissen daraus machte, ihm die Dichtung ins Haus zu schicken und ihn um eine briefliche Privaterörterung derselben zu bitten. Schon zuweilen hätte ich ihm gerne geschrieben; aber ich tue es grundsätzlich so selten als möglich. Denn wenn irgendeiner, so darf er jedem Eindringling zurufen: *Noli turbare circulos meos*“ [Zerstör' mir meine Kreise nicht! Wort des Archimedes].

Ein Glück, daß Widmann seine Bedenken damals unterdrücken konnte. Denn was für eine wundervolle, so plötzlich wie unerwartet herrliche Wirkung Kellers Brief — Widmann hatte ihn wohlweislich sogleich weitergeleitet — in Spittelers Seele auslösen sollte, bedarf wohl keiner besonderen Begründung. Das waren doch einmal Worte, eine Offenbarung geradezu von orphischer Schönheit! Wohl ihm, daß nicht nur der Freund die Bedenken, sondern vor allem der Angerufene sein Unbehagen überwunden und im Grunde somit gegen den eigenen (bewußten) Willen unbewußt, gleichsam über sich selbst, damals hinausgegangen ist. Denn mag es auch nur bei diesem einen wahrhaft unbedingten Botum Kellers für Spitteler geblieben sein, so hat es doch genügt — und das war ja eigentlich mehr als genug —, dem gerade damals so qualvoll mit dem zweiten Teile des Prometheus ringenden Dichter, dessen seelische Bedrängnis den materiellen Nöten nicht nachstand, von neuem wieder mit Tater- und Schöpferkraft zu erfüllen.

Der Schönheit dieser Tatsache tut es keinen Abbruch, daß Gottfried Keller bald nach seiner einmaligen genialen Einsicht in das sibyllinische Wesen der Prometheus-Dichtung seine Hefte über Carl Spitteler ein wenig zu revidieren begann und sich allmählich von ihm wieder abwandte, ja daß er schließlich den Verfasser der „Extramundana“ geradezu ablehnen mußte, wenn anders er zum vornherein nicht darauf verzichten wollte, er selbst zu sein und es auch zu bleiben.

Doch kommen wir zunächst noch einmal auf Widmann zu sprechen. Spittelers „Apostel“ und „Urfreund“ war sich — wir sagten's soeben — der Bedenken hinsichtlich einer näheren Berührung Keller-Spitteler nur zu sehr bewußt, und diese Bedenken, die in seiner Seele je länger desto stärker zum Ausdruck kamen, mußten ihm vor allem auch das Gefühl der tiefen Fragwürdigkeit einer mehr als einmaligen Inanspruchnahme Kellers bestärken helfen. Wer damals in Widmanns Inneres hätte hineinhorchen können, wäre wahrscheinlich einem quälenden und doch irgendwie seltsam schönen Zwiespalt auf die Spur gekommen: dem Zwiespalt zwischen der

<sup>5)</sup> Mitgeteilt in dem Buche von Dr. Max Widmann.

Verehrung für Keller und der Treue für den Freund, beides Gefühlen, die — obschon einander verwandt und auch ebenbürtig — sich diesmal ausschlossen; so verharrten sie lange wohl zunächst in einem bloßen unentschiedenen Ringen. Welches blieb Sieger? — Wir wissen: Niemand konnte so die Ehrfurcht selbst sein wie der Dichter des „Heiligen und die Tiere“, niemand aber konnte auch so aus reiner Treue handeln wie er; an Zeugnissen dafür besitzen wir ja übergenug.

Und so triumphierte abermals die Treue in ihm. Er ließ es sich nicht nehmen, allen Bedenken zum Trotz, weiterhin bei Keller für den Freund zu werben, und ließ sich auch nicht von dem Gedanken abhalten, jener könnte doch einmal verstimmt werden. Er hatte sich von Kellers tiefgründigem Brief über Prometheus und Epimetheus offenbar selbst derart bezaubern lassen, daß er aus innigster Überzeugung einfach glauben mußte, er habe endlich den Mann gefunden — und zumal welcher einen Mann! —, der als einziger unter so vielen, die versagten, den Mut aufbringen würde, für Carl Felix Tandem (Spittellers anfängliches Pseudonym) zu sprechen, vor den Freunden wie vor der Welt, und der mit der Kraft eines einzigen erlösenden Wortes das rätselhafte Buch für immer entsiegeln werde...

So gewinnen wir, namentlich bei mehrmaliger Lektüre der nach Zürich gesandten Briefe, den Eindruck, Widmann habe — um sein eigen Wort zu gebrauchen<sup>6)</sup> — vor allem Gottfried Keller gegenüber ein wenig zu sehr „den Kolporteur seines lieben Jugendfreundes“ gespielt und gerade dadurch, das Wort des Archimedes nicht mehr genügend beachtend, jenen irgendwie befremdet und seinen Unwillen herausgefordert. Was dann vielleicht zur Folge hatte, daß Keller sich erst jetzt des mehrmaligen Eindringens in die Klause seines eigenen wohltemperierten Ingeniums bewußt geworden ist.

Zum Beispiel wäre es kaum vonnöten gewesen, die im Grunde belanglose Feuilleton-Erzählung „Mariquita“, die — sieben Fortsetzungen lang — im „Bund“<sup>7)</sup> erschienen war, ebenfalls nach Zürich zu senden. Jedenfalls ist es Keller nicht zu verargen, wenn er — trotz „der kleinen stofflichen Berührungspunkte“ mit dem „Sinngedicht“<sup>8)</sup> — auf das nur

<sup>6)</sup> Brief vom 20. Mai 1881.

<sup>7)</sup> „Der Bund“, 16.—24. Nov. 1880. Der genaue Titel lautet: *Mariquita*. Eine Novelle aus dem südamerikanischen Urwald. Von Don Rodrigo Mendoza de Gibraleon y Lucena. Übersetzt von Carl Spitteler. — Daß diese Novelle eine Übersetzung darstelle, ist natürlich eine mehr oder weniger originelle Mythisierung Spittellers.

<sup>8)</sup> Was die „kleinen stofflichen Berührungspunkte“ anlangt, so beziehen sie sich auf das in der „Deutschen Rundschau“ erschienene „Sinngedicht“ insofern, als in beiden Erzählungen das Problem der Liebe zwischen einem Europäer und einer Eingeborenen gestaltet wird. — Zur Rechtfertigung Widmanns sei hier allerdings noch angeführt, daß er Spittellers Erzählung nicht sogleich nach dem Erscheinen im „Bund“ (Nov. 1880), sondern erst nach der Veröffentlichung des „Sinngedichtes“ an Keller eingesandt hat (am 20. Mai 1881). — In ähnlich erfolgloser

vom „Schriftsteller“ Spitteler statt von „Laudem“ herrührende „Zwischenwerk“ gar nicht reagiert hat. Schade, daß gerade gegenüber Keller Widmanns Übereifer versagt hat, ja versagen mußte, konnte er doch nicht ahnen, wie sich der Prozeß der allmählichen Erkaltung von Kellers Sympathie für Spitteler mit folgerichtiger Gesetzmäßigkeit vollzog und wie somit schon der geringste Anstoß vom Negativen her genügen konnte, um diese Entwicklung nur noch zu beschleunigen.

Es war da nichts mehr aufzuhalten. Leise fühlbar wurde diese mähliche Abkühlung, deren verschiedene Aggregate Kellers Briefe durchzittern, zuerst in der kurzen Erörterung über den *zweiten Teil* der Prometheus-Dichtung, obschon deren eigentliche Kostbarkeiten gerade in dieser zweiten und größeren Hälfte beschlossen liegen und es Widmann überdies auch nicht versäumt hatte, seinen Zürcher Freund noch eigens darauf aufmerksam zu machen.

„Es ist darin“, schreibt Widmann<sup>9)</sup>, „ein Abschnitt ‚Pandora‘; ich durfte denselben teilweise im Manuskript lesen und habe einen tiefen Eindruck reiner, ich möchte sagen heiliger Schönheit von einigen Stellen empfangen. Ich bin sehr gespannt auf das Ganze und wäre glücklich, wenn das Werk meines lieben Freundes die freudige rückhaltlose Zustimmung der wenigen großen Menschen finden könnte, die in solchem Falle, wo die Mehrheit urteillos im Finstern tappt, das Schicksal des Buches entscheiden werden.“

Keller antwortete darauf folgendermaßen<sup>10)</sup>:

„Mit der Erfassung des Epi-Prometheischen Dichtwesens schreite ich, bei verschiedentlich abhaltender Beschäftigung, allmählich vorwärts. Es ist ein Merkmal der starken Bedeutung der Dichtung, daß sie so zum Nachdenken anregt. Die Hauptsache scheint mir doch das Verhältnis zwischen der äußeren sinnlich-plastischen Gestaltung und dem innern ethischen Lebenskerne zu sein. Bei dem apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralytiert wird, ist es schwierig, den rechten Übergang zu finden. Nur soviel steht fest, daß das Werk mit gutem Willen und redlicher Anerkennungsfähigkeit angefaßt werden muß.“

Man fühlt: Gegenüber der bei aller Kritik so aufgeschlossenen Wärme des ersten Keller'schen Briefes über den Prometheus erscheint nun in diesem zweiten Schreiben der ganze Tonfall etwas kühler und reservierter, wie um einige Herzensteine gleichsam tiefer gestimmt. Denn mag auch die äußerlich so knapp wie möglich gefaßte Quintessenz dessen, was Keller vorbringt, im wesentlichen noch anerkennend zu werten sein, so läßt sich doch kaum verhüllen — man beachte nur die Wahl der Worte —, wie er die Sätze nunmehr weniger in seinem als in Widmanns Sinne zu formen sich bemüht, ja wie jetzt überhaupt mehr der Verstand die Gedanken gefügt hat, und wie vor allem statt Sympathie höchstens noch die Achtung zu do-

---

Weise hat Widmann später Gottfried Keller auch für Spitteler's Lustspiel „Der Bazillus“ zu interessieren versucht.

<sup>9)</sup> Brief vom 4. Okt. 1881.

<sup>10)</sup> Brief vom 20. Dez. 1881.

minieren scheint, deren Urteil, auch wenn es zum Teil mit Lob versetzt ist, im Grunde kalte Worte bleiben.

Nun will es allerdings so scheinen, als habe dieser kaum überhörbare Unterton der Enttäuschung, wie er meines Erachtens aus Kellers Brief nachschwingt, noch einen anderen als bloß künstlerisch oder ethisch bedingten Grund. Ja, wir können mit großer Wahrscheinlichkeit die Vermutung aussprechen, daß Keller von Spitteler, der ihm unterdessen seine Aufwartung gemacht hatte, auch persönlich etwas enttäuscht worden ist. Man muß sich nur einmal vorstellen, mit welcher Unruhe der im Tiefsten leidvergrübelte Prometheus-Dichter die gewohnte Stille des behaglichen, ja fast klausenhaft behaglichen Staatschreiberheimes plötzlich erfüllt haben wird; denn war der ganze Spitteler zu jener Zeit nur „eine Wunde“<sup>11)</sup>, so Keller — ebenfalls nach Widmanns Wort<sup>12)</sup> — der reifste Dichter des Jahrhunderts, der reifste und abgeklärteste, „der in dem kleinen Erdenwinkel seiner Studierstube zu Zürich wie Faust den Weltgeist“ zitierte.

Da stießen denn zwei Temperamente, zwei sich ausschließende Welten gleich Feuer und Wasser aufeinander, und mag auch alles gegen die Möglichkeit eines mehr als bloß geistig vernehmbaren Zusammenpralles sprechen — schließlich kam ja Spitteler als Bewunderer und zudem als Bittender zu einem der ganz großen Meister der Poesie —, so sind wir gewiß zu der Annahme berechtigt, daß ihre beiderseitige Konversation jedenfalls nicht zu einem für Spitteler wirklich glücklichen Ziele geführt haben kann. Die folgenden an Widmann gerichteten Zeilen Kellers lassen das ja fühlbar irgendwie durchschimmern<sup>13)</sup>:

„Ich bitte Sie aber“, schreibt er mit Bezugnahme auf dies sein zweites Urteil über den Prometheus, „von alledem Herrn Spitteler inzwischen nichts mitzuteilen, da er keine glückliche resp. leichtblütige Natur zur Aufnahme unmaßgeblicher Gedanken hat.“

So ist es, nach allem bisher Gesagten, nicht verwunderlich, daß nun auch die im Gegensatz zum Prometheus um vieles noch problematischer erscheinenden „Extramundana“ die an sich schon erschütterte Einstellung Kellers beinahe vollends zu Ungunsten von Spitteler beeinflusst haben. Denn wie er einmal war und wie es auch der weisen Beschränkung seines Wesens entsprach, würde sich Keller nur selbst verleugnet haben, wenn er diese sieben, in fünffüßigen Trochäen abgefaßten Mythen über die Weltentstehung — die ja übrigens ihren Verfasser selbst später nicht mehr befriedigen konnten — anders als nur mit größtem Mißbehagen aufgenommen hätte.

<sup>11)</sup> Vgl. Widmanns Brief an Ernst Jenny in Zofingen, mitgeteilt auf Seite 308 von „Josef Viktor Widmann. Ein Lebensbild“. Zweite Lebenshälfte. Verfaßt von Max Widmann.

<sup>12)</sup> Aus einer Besprechung Widmanns über Kellers Gedichte im „Bund“, 5. April 1882. Abgedruckt auch in dem in Anm. 3 genannten Buche.

<sup>13)</sup> Brief vom 20. Dez. 1881.



Trotz der vielen ergreifenden Einzelschönheiten — ich erinnere etwa an den in seiner Kraft homerisch anmutenden Zweikampf der beiden Riesen — mußte der vorwiegend allegorische Charakter der *Extramundana*, die nur dem intimen Kenner die innere Leidensgröße ihres Schöpfers offenbaren, einen so realistisch erfüllten Meister wie Gottfried Keller verstimmen. So war es auch, und die Verstimmung trübte den sonst so hellen intuitiven Blick seiner Urteilskraft in einem Maße, wie wir es bei Keller eigentlich nicht für möglich gehalten hätten. Seltsam auch berührt es, daß er an Paul Henje schrieb<sup>14)</sup> — dieser hatte nämlich, indirekt durch den Grafen Schack orientiert, Tandem einen „Nebulisten“ genannt —, Widmann habe wohl nur als Freund und Verwandter für Spitteler geworben, indem er dabei „sowohl diese Verwandtschaft als den Namen verschwieg, selbst den Freunden, die er für die Propaganda warb“.

Und „unlängst“, fährt Keller fort, „sandte er mir nun die ‚Extramundana‘, worin allerdings der Spaß aufhört. . . Bis jetzt rührt aller Lärm einzig von Widmann her, der erstens ein leidenschaftlicher Anpreiser überhaupt ist, wo er sich erwärmt hat, und zweitens als ein zärtlicher Familienmensch kein Opfer scheut.“

An Widmann selbst indessen schrieb Keller, in echt Zürcher Weise kein Blatt vor den Mund nehmend<sup>15)</sup>:

„Über Spittelers ‚Extramundana‘ haben wir, glaub’ ich, neulich mündlich gesprochen. Als ich das Buch neulich gründlich durchlas, wurde ich bald betrübt, bald zornig über so vieles, was ich einmal nicht billigen kann, und ich habe ihm in dieser Stimmung ohne Rücksicht geschrieben. Ich glaube aber nicht, daß er sich irgend daran kehrt, und verlange es auch nicht; denn er ist viel zu fertig und zu reif geworden in seiner Art. Es ist nur zu wünschen, daß nicht einmal ein malitios objektiver Beschreiber dahinter kommt und das Kind mit dem Bade ausschüttet. Das Weitere könnte ich Ihnen nur mündlich sagen; denn zu schreiben gäbe es mir zu viel.“

Mit diesem recht abschätzigen Briefe hätte nun das zum vornherein schon problematische Geistesverhältnis Keller-Spitteler sein jähes Ende finden können. Dazu kam es indessen nicht. Denn fehlte es diesem Verhältnis auch an der abschließenden Harmonie, so brach es doch keinesfalls in einer plötzlichen Dissonanz auseinander, wie man zuweilen noch annimmt. Ein lediglich absprechendes Wort als Urteil über das Schaffen eines noch kämpfenden jungen Dichters konnte nicht zugleich auch Kellers letztes Wort darüber sein. Das war seinem Wesen fremd, weil eben die große Weisheit seines Herzens letztlich auch den anders gearteten, wenn nur in sich selber wahren Menschen umschloß und sein Urteil selbst in der Ablehnung noch

<sup>14)</sup> Vgl. Max Kalbed: „Paul Henje und Gottfried Keller im Briefwechsel“, 1919. Henjes Brief vom 1. Jan., Kellers Brief vom 8. Jan. 1883. — Paul Henje hatte, was aus C. F. Meyers Brief vom 11. Dez. 1882 hervorgeht (vgl. „Conrad Ferdinand Meyers Briefe, hg. von Adolf Frey, 1908), von seinem Verleger Hermann Haessel selbst die „Extramundana“ zugesandt erhalten. Meyer schrieb: „Mein Verleger bittet um die Erlaubnis, Ihnen ein merkwürdiges Buch (von einem Landsmanne von mir) zuzusenden. Nicht wahr, er darf?“

<sup>15)</sup> Brief vom 13. Jan. 1883.

mehr an Bereitschaft zum wirklichen Verständnis barg, als es in der Regel beim besten Berufskritiker der Fall ist.

In einem weiteren Briefe an Widmann ist er denn noch einmal auf die *Extramundana* zurückgekommen<sup>16)</sup>, so als wäre es ihm darum zu tun gewesen, die bereits gereichte bittere Pille nachträglich wieder ein wenig zu versüßen; und es entsprach der trotz aller äußerlichen Rauheit im Grunde doch nur gütigen und gemütvollen Haltung seines innersten Wesens, daß er damals sogar versuchte, „Aus- und Inwärtige wenigstens dahin zu bringen, daß sie seine [Spitteler's] Werke einmal aufmerksam durchlesen, damit sie sehen, was darin steckt“. Doch nach einigen vergeblich sich um ein wirklich gerechtes Urteil bemühenden Worten über die an sich vorzügliche „Schnurre von dem Konkursausschreiben des Planes für die beste Welt“ (betrifft das „Weltbaugericht“) faßt er seine zwiespältigen Gefühle kurzerhand in der einen, dafür umso herzhaft reineren Formel zusammen:

„Jedoch genug davon und die Hoffnung darauf gesetzt, daß dieser Geist, sich selbst überlassen, schließlich doch sein heimatliches *Ithaka* finde!“

Umgekehrt war auch Spitteler viel zu klug- und edel denkend, um nicht zu begreifen, warum zwischen ihm und Keller eine mehr als bloß vorübergehende Verbindung nicht zustande kommen konnte, selbst wenn Widmann in seiner Unermüdllichkeit sich noch eindringlicher darum bemüht hätte. Zwar hatte ihm Keller in dem schon erwähnten Briefe<sup>17)</sup> auf nur zu temperamentvoll Zürcherische Weise — und was das heißt, wissen wir! — die abstrakten Schemen und Allegorien der *Extramundana* als „Nürnberger Spielwarenfiguren“ gar übel zerzaust. Gleichwohl konnte Spitteler, der selbst weder Neid noch Übelwollen kannte, ihm das nicht verargen; er hat im Gegenteil — nach Widmann's Bericht<sup>18)</sup> — beim Lesen jener ihn so energisch abkanzelnenden Epistel sogar „nur Worte freundlicher Verehrung“ für Keller gefunden, „ohne jedoch anderseits überzeugt“ worden zu sein. Ja, derartige Worte der Verehrung für den Zürcher Meister hat Spitteler auch später noch gefunden. „Man kann Gottfried Keller nicht überschätzen. Wer einmal sich in diese eigentümlich von Sonnenschein und Erdhaut gesättigte, erwärmte und durchstrahlte Welt hinein gelebt, die uns mit dem braunen Goldglanz altitalienischer oder niederländischer Ölgemälde anmutet, wer durch den Vergleich den Unterschied dieser reinpoetischen Darstellung gegen den Buchdruckergeschmack der übrigen Erzählungskunst ermessen, dem wird Keller je länger um so lieber.“ So zu lesen in einem für die *Basler Nachrichten* verfaßten Artikel anläßlich Kellers 70. Geburtstag am 19. Juli 1889.

Um es also noch einmal zu betonen: Das geistige Verhältnis Keller-Spitteler schloß nicht mit einer Dissonanz. Noch einmal hat sich Keller von

<sup>16)</sup> Brief vom 21. Febr. 1883.

<sup>17)</sup> Brief vom 13. Jan. 1883.

<sup>18)</sup> Brief vom 16. Jan. 1883.

Widmann beeinflussen lassen, einem Werke Carl Felix Tandems seine Beachtung zu schenken, ja er hat dem drängenden Wunsche des Berner Freundes in einer Weise Folge geleistet, die im Hinblick auf seine frühere Verstimmung nur liebevoll genannt zu werden verdient. Der Leser errät es kaum; es handelt sich um die „Eugenia“, des jungem Tandem letzte, Fragment gebliebene epische Versdichtung — schade übrigens, daß er sie nicht mehr vollenden konnte; er hat es später selbst bedauert: sie wäre sein liebstes Werk geworden. In ihrer so seltsam vielgestaltigen und buntscheckigen Mischung von ironischer Didaktik und poetischer Wehmut lebt diese Idylle fort als Verklärung und Symbolisierung von schönen, in der Gemeinschaft mit einer prächtigen Frau und Gönnerin: Widmanns späterer Gattin Sophie Brodbeck in Winterthur verlebten Jugendtagen. (Es ist übrigens unbegreiflich, daß man dieses Werk noch immer keiner würdigen Ausgabe für wert erachtet hat; man ist, um es als Ganzes überhaupt lesen zu können, allein auf das Berner „Sonntagsblatt“, worin es 1885 erschienen, angewiesen.)

Kellers Urteil über die Eugenia wird uns umso bemerkenswerter erscheinen, wenn wir zunächst daran erinnern, daß Widmann, der von der „großen echten Schönheit“ des Gedichtes natürlich überzeugt war<sup>19)</sup>, mit der Veröffentlichung in seinem Sonntagsblatt<sup>20)</sup> alles andere als Unerkennung geerntet hat; in Bern sollen u. a. besonders die Gymnasiallehrer über diesen „Unsinn“ geschimpft haben. . . Keller hingegen, an den Widmann<sup>21)</sup> damals wie an „ein delphisches Heiligtum“ appellierte, „daß es einen guten kurzen Spruch tue“, hat auf eine Art reagiert, die trotz der scharfen, unmißverständlichen Kritik so recht wieder die ganze fühlsame-gerechte Weisheit seines großen begnadeten Ingeniums aufzeigt. Wieviel Gemüt liegt allein schon in dem ersten schlichten Satz beschlossen, wenn Keller wie von ungefähr seinem Berner Kollegen anvertraut, daß er Tandems Dichtung „zweimal mit allem Behagen“ durchgelesen habe.

„Und ich habe es mit wachsendem Interesse getan“, gesteht er weiter<sup>22)</sup>, „bis die großen Vorzüge des Gedichtes über die kritische Laune, welche der Dichter so energisch herausfordert, Meister wurden.“

Ob Idioten, wie Spitteler sie schildert, in der Schulwelt so landläufig sind, ist nicht meine Sache zu beurteilen; die Erfindung und Komik, namentlich die Reiseumfahrt der beiden Schafsköpfe, finde ich vortrefflich. Und diesem gegenüber schimmert die überaus anmutvolle kluge Eugenia in ihrer herrlichen Landschaft wie ein Stern so hell und eigenartig mit allem, was sie umgibt; sie ruft den Wunsch hervor, daß das Werk ja nicht unvollendet bleiben möge.

<sup>19)</sup> Brief vom 21. Febr. 1885.

<sup>20)</sup> „Eugenia“, Fragment aus dem Epos „Johannes“, Sonntagsblatt des Bund, 1885, Nr. 1—8. Ein Teilabdruck dieser leider unvollendeten Dichtung findet sich im Anhang von Karl Meißners Buch „Karl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen“ (Jena, Diederichs, 1912). Seither ist dieses Fragment nirgends mehr abgedruckt worden.

<sup>21)</sup> Brief vom 21. Febr. 1885.

<sup>22)</sup> Brief vom 22. März 1885.

Aber nun kommt für mich die große Verwerfungsspalte, die Stilfrage“, fährt Keller in allerding's wieder mehr kritischer Laune fort. „Mit allen Schätzen der Begabung erwecken diese Werke nicht das Gefühl eines aufgehenden Lichtes, sondern sie erinnern an die Perioden des Verfalls, die in den Künsten jeweilig erscheinen, wenn die erreichte Meisterschaft in Manierismus und Pedantismus ausartet. Kaum sind achtzig Jahre vorbei, seit wir in ‚Hermann und Dorothea‘ eine kristallklare und kristallfertige Sprache erhalten haben, die sich auf unbestreitbarer Höhe bewegt, so treibt der Teufel wieder Leute, sich in das barockste willkürlichste Wortgemenge zurückzustürzen, wo die verzapften Genitivformen dem gebildeten Geschmacke von allen Seiten Ohrfeigen geben und ebenso unorganische als unnötige Wortbildungen sich vordrängen. (Neue Worte müssen den Dichtern wie von selbst, fast unbemerkt wie Früchte vom Baume fallen und nicht in einem Kesseltreiben zusammengejagt werden.) Das tun sonst nur die Manieristen und Pedanten.“

Alles in allem, wie nicht abzuleugnen, eine trotz dem „Behagen“ recht gehörig mit dem Verfasser ins Gericht gehende Kritik; auch was Keller des weiteren noch über Spitteler's neues Kunstprinzip, die sogenannte „Mythologie“, diese „Kunst des Anthro- und Theomorphisierens“ ausjagt, ist alles so meisterlich wie knapp vor Augen gestellt, daß es diesmal wohl, schon des ausgesucht freundschaftlichen und Achtung verratenden Tones wegen, den extramundanen Dichter irgendwie „überzeugt“ haben dürfte. Da können wir denn nur bedauern, daß Keller Spitteler's weiteres Schaffen nicht mehr erleben sollte. Schon bei den „Schmetterlingen“, die allerdings bereits Mitte der achtziger Jahre zu entstehen begannen, doch erst 1889 (also ein Jahr vor Keller's Tod) erschienen sind, hätte der Zürcher Meister bestimmt nicht mehr von „Manierismus und Pedantismus“ gesprochen, ja er wäre vielleicht sogar ein Bewunderer Spitteler's geworden, nachdem sich inzwischen Tandems einzigartiges Ingenium, endlich der vielen zopfigen Verkleidungen ledig, im Glanze seiner wahren Urgestalt enthüllt und sich durch den Olympischen Frühling die größten Geister zu Respekt und Achtung verpflichtet hatte.

Doch verzichten wir hier auf unfruchtbare Vermutungen. Uns genüge die für die Geistesgeschichte so bedeutame Tatsache, daß auch Spitteler nach langer, langer Irrfahrt, gemäß Keller's aufrichtigster Hoffnung, schließlich sein heimatliches Ithaka gefunden hat, jedenfalls eines von apollinisch-klassischer Schönheit. So haben wir es auch nicht nötig, beide großen Dichter, die uns ja beide unvergänglich sind, gegeneinander auszuspielen und Wert und Rang des einen über Adel und Würde des andern zu erheben; denn auf dem Olymp, so ungefähr hat es Spitteler selbst einmal ausgedrückt, ist immer noch genügend Platz für Geister der verschiedensten Herkunft und Beschaffenheit. Und darum mögen auch ihre beiden unsterblichen Genien vereint vor unser inneres Auge treten, nicht zwar als Doppelbild einer gegenseitigen Durchdringung oder Befruchtung, wie die auf den Piedestal der Freundschaft erhobenen zwei Weimaraner, wohl aber als Symbol der nicht minder seelen- und kräfteformenden Antithetik, jener in höchste Geistigkeit sublimierten Gegnerschaft, deren innere Größe, fern all der üblichen Streit- und Händelsucht der Literaten, fast nur mehr im Absoluten

statt im Zeitlichen beschlossen ruht, — jedenfalls das Symbol einer Gegnerschaft, wie sie in ihrer ausschließlich auf Achtung gegründeten Wesensart ein selten edles, selten vorbildliches Beispiel in der allgemeinen Geistesgeschichte darstellt.

## II.

Es schien uns wichtig, das seltsam zwiespältige Verhältnis Kellers zu Spitteler in möglichst ausführlicher und dokumentarisch belegter Weise zu schildern und es dabei auch seiner psychologischen Eigenart gemäß zu erfassen. Nun aber ist mit der bisherigen, mehr der geistigen Seite des Problems zugewandten Erörterung noch nicht allen dabei auftauchenden Fragen Genüge getan. Namentlich ist es eine Frage, die der Abklärung bedarf und — soweit das infolge der Lückenhaftigkeit der Dokumente überhaupt möglich ist — besprochen werden muß: Es handelt sich um die noch nicht allgemein bekannte Tatsache, daß Gottfried Keller über sein privates Interesse hinaus sich eine Zeitlang auch mit dem Gedanken getragen hat, für Tandems Prometheus und Epimetheus öffentlich Zeugnis abzulegen.

Was plante Keller? — Sein Gedanke war, in der „Deutschen Rundschau“, der damals führenden literarischen Zeitschrift im Reich, deren Herausgeber Julius Rodenberg ihn (zusammen mit C. F. Meyer) zu seinen besten Mitarbeitern zählte, persönlich mit einem längeren Aufsatz über Tandem und dessen Erstlingswerk hervorzutreten.

Wer mag wohl den Gedanken aufgebracht haben? Ist er abermals Widmanns edler Initiative entsprungen? Oder scheint er diesmal — zu welcher Annahme wir ebenso berechtigt sind — in Kellers eigener Brust entstanden zu sein? Aus den Briefen selbst läßt sich nichts entnehmen, was die eine oder die andere Annahme besser zu stützen vermöchte, und ebenso offen muß auch die Vermutung bleiben, daß Widmann vielleicht bei einer mündlichen Aussprache in Keller die Idee einer öffentlichen Stellungnahme zugunsten von Spitteler erweckt haben könnte. Diese Frage jedenfalls muß hier unbeantwortet bleiben; doch besteht ja immer noch die Hoffnung, daß sie, dank der Zutageförderung neuer biographischer Details oder sonstiger dokumentarischer Funde, später einmal gelöst werden kann: Auf alle Fälle entbehrt die ganze Angelegenheit — so oder so betrachtet — nicht einer gewissen Tragik: denn mag Keller selbst auf die Prachtsidee eines Tandem-Aufsatzes gestoßen sein, oder mag ihm Widmann sein schönes Vorhaben abgeloct und es mit der gesamten Kraft seiner geheimsten Wünsche — telepathisch gleichsam! — gefördert haben<sup>23)</sup>: Hier schien das Schicksal geradezu selbst für Spitteler eingreifen zu wollen, um dann im letzten Augenblick die bereits dargebotene Hand brüst wieder zurückzuziehen! —

Doch wir wollen den Verlauf der unglücklichen Schicksalsverkettung

<sup>23)</sup> Man könnte z. B. vermuten, daß Widmann auf dem Umweg über Jacob Bächtold bei Keller ein solches Vorhaben insinuiert habe.

von Anfang an erzählen. — Wir sahen, wie bei Keller nach der anfänglichen Bereitschaft, sich des Prometheus=Dichters anzunehmen, das Interesse allmählich nicht nur wieder erlahmt, sondern teilweise sogar in unverhohlene Ablehnung umgeschlagen ist, doch wie dann gegen Ende der Auseinandersetzung — nun allerdings bereits zu spät — grundsätzlich ein gewisses Einlenken in der Beurteilung von Tandems so schwer trätabler Wesens- und Gestaltungsart sich neuerdings fühlbar machen sollte.

Warum aber kam nun — das ist die Kernfrage, mit der wir uns im folgenden befassen wollen — Kellers Aufsatz nicht zustande, beziehungsweise: warum ließ sich Keller von der einmal aufgegriffenen Idee abbringen, nachdem er Spitteler gegenüber, trotz der zeitweisen Verstimmung, gegen Ende eher wieder einen positiven Standpunkt einzunehmen gewillt war? — Es sind innere und äußere Ursachen zugleich, die es in ihrer Verkettung bewirkt, gerade das zu vereiteln, wessen Spitteler in den achtziger Jahren am allerdringendsten bedurft hätte: eines Minimums an öffentlicher Anerkennung vonseiten eines Mannes, der in jeder Hinsicht als bedeutend und unabhängig galt. In der Beziehung hatte ihn übrigens auch Keller erkannt, wenn er — auf Tandems weltverachtenden Pessimismus anspielend — unter anderm an Paul Heyse damals geschrieben<sup>24)</sup>: „Denn der Weltfresser kann ohne diese schlechte Welt gar nicht leben“!

Ein wesentlicher Ansatzpunkt dieser Verkettung verschiedenster Umstände, welche die Vollendung des geplanten Aufsatzes verhindern sollten, ist wohl zunächst darin zu suchen, daß Keller, an sich schon schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen, infolge Widmanns Übereifer — sagten wir nicht: unglücklicher Weise? — nach dem Prometheus leider auch die problematischen Extramundana zu Gesicht bekommen hat, worin, wie er meinte, der Spaß eben aufhöre.

Doch abgesehen davon, daß Keller auch noch die Extramundana kennen gelernt, ja er vielleicht vorher schon die Lust wieder verloren hatte, den Aufsatz zu Ende zu führen, — abgesehen davon war die Konfiguration der Spitteler einfach feindlichen Schicksalsmomente noch von dritter Seite aus in einer ebenfalls ungünstigen Bedeutung entscheidend bestimmt worden: Mittlerer Weile war nämlich — in den Wochen etwa zwischen Neujahr und März 1882 — für eben dieselbe Zeitschrift, wie zum Erfasse gleichsam, doch ohne Kellers und Spittelers Wissen zunächst, ein anderer Aufsatz über den Prometheus geschrieben worden. Wer war der Verfasser? Es war A d o l f F r e y, der damals noch junge, in Berlin aber dank Kellers und Meyers Fürsprache schon bestens eingeführte Zürcher Literaturforscher, — der „treffliche Frey“, wie ihn Rodenberg einmal, in einem Briefe an Keller, genannt hat. (Von diesem Aufsatz wissen wir übrigens heute, dank J. Fränkels Bemühungen<sup>25)</sup>, daß ihn niemand anders als Widmann

<sup>24)</sup> Brief vom 8. Jan. 1883. Abgedruckt bei Kalbeck, vgl. Anm. 14.

<sup>25)</sup> Jonas Fränkel: „Carl Spitteler und Adolf Frey. Zu ihrem Briefwechsel“. Sonntagsbeilage der National-Zeitung, Basel, 28. Jan. und 4. Febr. 1934.

inspiriert hat, wenn es auch durch Frey selbst später nicht in dem Sinne hingestellt worden ist, worauf wir hier allerdings nicht näher eintreten möchten.)

Im April 1882 kehrte Adolf Frey<sup>26)</sup> in die Heimat nach Aarau zurück, um dort sein Lehramt am Gymnasium anzutreten: Ein Umstand, der nun insofern von Bedeutung wurde, als Frey in den Wochen und Monaten darauf mit Gottfried Keller öfter zusammentraf. Da wird er denn zu seinem großen Gönner und Förderer unter anderm auch von der Mitarbeit für Rodenbergs „Rundschau“ gesprochen und dabei mehr oder weniger betont den Namen Tandems erwähnt haben. Wahrscheinlich hat Keller somit aus Freys eigenem Munde von dessen Prometheus-Rezension erfahren, und weil er ja selbst einen solchen Aufsatz geplant, kam es nicht von ungefähr, wenn er bei der nächsten Gelegenheit, die sich bot, Rodenberg davon in Kenntnis gesetzt hat.

Keller schreibt<sup>27)</sup>: Adolf Frey habe ihm selbst durch seinen Artikel über „das merkwürdige Buch Prometheus und Epimetheus“ eine Arbeit abgenommen, mit der er Rodenberg zu „behelligen“ im Sinne hatte:

„denn es sollte allerdings auf irgendeine Weise auf dies wahrhaft tragelaphische Gebilde, wie Goethe sagen würde, hingewiesen werden. Streng objektiv und mit kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Zitaten und in gehöriger Ausführlichkeit, würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Aufsehen machen. Ich bin daher sehr gespannt darauf, ob Sie Freys Arbeit verwenden können und mögen. Ich selber kann mich leider in jetziger Zeit, wo es gilt, das eigene Web zu verspinnen, nicht damit befassen.“

Soweit Keller. Nun sollte man doch denken, auf diese hervorragend gute Empfehlung hätte Rodenberg nichts eiliger tun können, als Freys mit Wärme und Überzeugung geschriebene Besprechung ohne weiteres anzunehmen, auch wenn er vorher vielleicht, wie sich leicht vermuten läßt, mit der Veröffentlichung einer derartigen, für seine kritisch-nüchterne Einstellung offenbar zu wenig sachlich geratenen Arbeit noch lieber etwas zugewartet haben dürfte.

Aber weit gefehlt! Wie es scheint, hat Kellers empfehlender Brief vielmehr das Gegenteil dessen bewirkt, was im Grunde damit bezweckt worden war, obgleich sein gerade diesmal so völlig unbeeinflusst ehrlich gemeinter Lobspruch allein der Sache Spittelers dienen sollte. Doch Rodenberg, der in erster Linie auf den Vorteil seiner Zeitschrift bedacht war, ist damals, um Freys Worte zu gebrauchen<sup>28)</sup>, „auf den scharmanten Einfall gebracht“ worden, es ließe sich wohl aus dem Altstaatschreiber von Zürich selber eine Tandem-Rezension herauschmeicheln, wenn man derjenigen des „trefflichen

<sup>26)</sup> Adolf Frey: „Eine Rezension und ihr Schicksal“, in „Aus Literatur und Kunst“, hg. von Lina Frey, 1932.

<sup>27)</sup> Brief vom 22. Juli 1882 (in „Kellers Briefe“, hg. von Max Nußberger).

<sup>28)</sup> Vgl. Anm. 26.

Frey' ein Sanftes auswischte"! Das heißt: Adolf Frey gegenüber hielt Rodenberg an seiner Zusage zunächst noch fest, und auch Keller versprach er, nun allerdings schon in etwas gewundener Form, er werde den erwähnten und so stark gelobten Aufsatz bringen, obschon darin alles nur „immanente Bewunderung“ bleibe und nichts „deutlich“ heraustrete; denn auch Conrad Ferdinand Meyer hätte sich dafür verwandt<sup>29)</sup>.

Ja, noch am 2. Dezember des gleichen Jahres 1882 schrieb er<sup>30)</sup> an Keller, selbst der Umstand, daß ihm persönlich „irgendwelches Organ des Verständnisses für diese Poesie“ fehle — er meinte nun aber (und nannte leider auch) speziell schon die Extramundana, die damals gerade erschienen waren —,

das alles werde ihn keineswegs behindern, Spittlers „wohlvollendsten oder selbst begeisterten Interpreten [nämlich Adolf Frey] in der Rundschau das Wort zu geben“.

Die Extramundana! Hätte Spittler nur damals dieses schwierig-unglückselige Werk noch nicht vollendet gehabt, oder hätte er damit wenigstens etwas länger auf den Verleger warten müssen, doch vor allem: hätte es Gottfried Keller nie unter die Augen bekommen! — So aber mußte das schlimme Stichwort fallen. Rodenberg, der ebenfalls die Extramundana zu lesen begonnen — ausgerechnet dieses Werk! —, während er nach Freys Aussage<sup>31)</sup> den Prometheus zu studieren abgelehnt hatte, warf, wie ungehalten, Keller das Stichwort hin, und Keller, damals erst recht verstimmt, nahm es in der ungünstigsten Verfassung auf, und was Wunder nun, daß er in einer Weise reagierte, die endgültig alle Hoffnung für den Frey'schen Tandem-Artikel begraben sollte.

„Mit dem sog. Felix Tandem“, schrieb er<sup>32)</sup> zugleich an Rodenberg zurück, „geht es mir keineswegs erwünscht, vielmehr bin ich lange an keiner Lektüre so verstimmt und verdrießlich geworden wie von den ‚Extramundana‘. Man steht hier einer offenbar pathologischen Affäre gegenüber, und was mir das Unangenehmste ist, der Schwindel eines neuen Kunstprinzips, der sich als der sophistische Kunstgriff eines mit Größen-, ja zum Teil Verfolgungswahn behafteten kranken Talents erweist, wirkt mir nachteilig auch auf jenes prometheische Buch zurück und läßt mich eine Portion der Freude einbüßen, die ich an demselben gehabt habe. . . Würde der Arme sein Talent und seine starke Phantasie zur Gestaltung des wirklich dichterischen Menschlichen verwenden, so könnte er das Beste leisten. Es ist aber nicht daran zu denken. Ich fürchte, daß ihm kein Glück blühen wird, und das ist mir leid; denn er fühlt sich, als Lehrer in einer Schule<sup>33)</sup> an-

<sup>29)</sup> Brief von Weihnachten 1882 an Keller (in „Conrad Ferdinand Meyers Briefe“, hg. von Adolf Frey).

<sup>30)</sup> Brief vom 2. Dez. 1882: „Mir fehlt irgendwelches Organ des Verständnisses für diese Gattung der Poesie. Daß etwas in dem Dichter steckt, wird niemand leugnen, auch derjenige nicht, dem seine Gedichte nicht sympathisch sind. Aber weiter komme ich vorläufig nicht, . . .“ — Die Briefe Rodenbergs an Gottfried Keller befinden sich in der Zürcher Zentralbibliothek.

<sup>31)</sup> Vgl. Anm. 26.

<sup>32)</sup> Brief vom 7. Dez. 1882 (in „Kellers Briefe“, hg. von Max Rußberger).

<sup>33)</sup> In Neuenstadt am Bielersee (etwa vom Herbst 1881 bis zum Herbst 1885).



geschmiedet, wirklich unglücklich und frißt sich, als sein eigener Geier, die Prometheusleber ab.“ —

Spitteler als sein eigener Prometheus-Geier! Mit diesem grandiosen Bild, das in seiner fast unvorstellbaren Kühnheit von Spitteler selbst herrühren könnte, hat Keller noch einmal einen tiefen Blick in Tandems abgezehrte Dichterseele getan. Aber diese Schau in das hintergründige Wesen des Antipoden war nicht mehr getragen von der Verpflichtung zu Tat und gleichzeitiger Hilfe, sie wurde nur noch bestimmt vom Mitleid, der wehmütigen Haltung eines Menschen, der einen Glauben oder eine schöne Hoffnung begraben muß. Keller begrub denn damals auch, wie er diese Zeilen zu Papier brachte, in Gedanken seine Hoffnung auf Spitteler, und seine nun daraus resultierende ablehnende Haltung mußte, selbst wenn deren schriftliche Prägung nur das Diktat eines großen weisen Herzens verrät, somit auch auf den Rundschau-Weiter übergehen, auf Rodenberg, der dann natürlich in einer ganz anders fühlen Weise reagiert hat.

Rodenberg jedenfalls — er war eben ein Literat und keine Persönlichkeit vom Zuschnitt etwa eines Ferdinand Abenarius — hat nun Kellers ja nicht durchweg ablehnende Beurteilung bezeichnender Weise nur in ihrem negativen Gehalt akzeptiert und sie als Ganzes auch auf den — im übrigen ungelesenen! — Prometheus übertragen. Nüchtern genug nimmt sich denn auch seine Antwort an Keller aus<sup>34)</sup>:

„Was Sie mir von Tandems neuem Opus sagen, tut mir leid Ihetwegen, weil Ihnen dadurch eine Enttäuschung geworden ist, ist mir aber sehr lieb meinetwegen, weil ich mich nun bis auf weiteres nicht gerade für einen Ibioten zu halten brauche.“

Besiegelt war somit das Schicksal von Freys Prometheus-Besprechung, begraben jetzt vor allem auch die Hoffnung, daß Gottfried Keller noch irgendwie öffentlich für Spitteler eintreten würde. Ebenso geschwunden war die Möglichkeit, daß Keller den — wie es den Anschein hat — bereits begonnenen Aufsatz vollenden würde, um ihn vielleicht doch noch später der „Rundschau“ zur Verfügung zu stellen (denn von Seiten Rodenbergs wären ihm auch später keine Schwierigkeiten erwachsen, trotz dessen eigener Extramundana-Verstimmung). —

Damit erhebt sich für uns nun eine letzte Frage — sie hat sich dem Leser gewiß schon aufgedrängt —, die Frage nämlich, ob Keller tatsächlich an einem Aufsatz über Tandems Prometheus-Dichtung gearbeitet, das heißt: ob er ihn zum mindesten begonnen und unvollendet nur habe liegen lassen, sodaß vielleicht der Anfang, einige Stücke oder wenigstens Paralipomena davon noch existieren, wie sie der Nachlaß beherbergen könnte.

Bisher ist nämlich nicht die geringste Spur von einem Aufsatz über Spittelers Werk zutage getreten, und es besteht auch nur wenig Hoffnung, daß sich in Zukunft ein derartiger Fund noch aufstreiben

<sup>34)</sup> Brief vom 9. Dez. 1882.

lasse; denn leider ist damit zu rechnen, daß Keller, der — ähnlich wie viele große Dichter — die übliche Nachlaß-Schnüffelei verabscheute und sie daher auch für die eigene Person nach Möglichkeit zu unterbinden suchte, den eventuell schon begonnenen Aufsatz ebenso wieder vernichtet habe wie so manches andere, was vor seines Geistes unerbittlicher Prüfung auf die Dauer nicht bestehen konnte. Nicht umsonst hat ja gerade er sämtlichen Literaturhistorikern zur gefl. Beherzigung den deutlichen Spruch ins Stammbuch gleichsam geschrieben:

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,  
Der Staub der Werkstatt mag zu Grunde gehn!  
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,  
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn.

Somit hat es Keller anscheinend auch nicht für nötig gefunden, den Aufsatz über Spitteler, soweit er ihn überhaupt bereits vollendet, der Nachwelt zu überliefern. Oder sollte er vielleicht — so könnten wir noch fragen — ihn gar nicht erst begonnen haben? Ja, beruht nicht am Ende die ganze Annahme der Existenz eines solchen Artikels oder zum mindesten eines Teiles davon auf bloßer Phantasie? — Aus Kellers eigenen Briefen wenigstens geht nicht hervor, daß er den Aufsatz wirklich begonnen, geschweige denn beendet habe; er begnügt sich allein mit der Bemerkung, er habe eine Rezension der Tandem'schen Dichtung im Sinne gehabt. Auch Meyer gegenüber hat er sich nirgends dahin ausgesprochen, daß er je eine solche Arbeit in Angriff genommen.

Über mögen uns nun auch Kellers eigene Angaben im Stich lassen, so können wir gleichwohl geltend machen, daß wir unser Wissen nicht der Phantasie, sondern einer Quelle verdanken, deren lautere Wahrheit für uns zum vornherein außer Zweifel steht. Diese Quelle heißt — Widmann. Zwar ist es diesmal nicht ein Brief, auf den sich unsere Annahme stützt, daß Keller seine Tandem-Besprechung auch wirklich begonnen und er nachher erst das zum Teil bereits Entworfenene wieder vernichtet hätte, sondern es handelt sich um eine kleine unscheinbare Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1892, die wir beim Durchblättern alter Jahrgänge des Berner „Bund“ aufgestöbert haben.

Wir greifen dieses an sich zwar unbedeutende, doch glaubwürdige und — in bezug auf unsere bisherige Annahme — auch wesentliche Dokument aus den zu vielen Hunderten vorhandenen Rezensionen, wie sie der unermüdete Widmann im Laufe seiner mehr als dreißigjährigen Redaktorzeit fast täglich für den „Bund“ verfaßt hat. So besprach er <sup>35)</sup> 1892 u. a. einmal ein Heft der „Schweizerischen Rundschau“, wobei er, dank einem Beitrag Spittelers, den Prometheus-Dichter auch gebührend herausstrich; da Spitteler in der Schweiz damals, besonders seit seiner Zürcher Redaktortätigkeit, wenn auch noch nicht als Dichter, so wenigstens als Schrift-

<sup>35)</sup> „Der Bund“, 7./8. Dez. 1892.

steller einigermaßen geschätzt war, wies Widmann halb ironisch, halb wehmütig auf die Tatsache hin, wie jener noch vor zehn Jahren, trotz seiner gewaltigen Erstlings-Schöpfung, ein völlig Unbekannter gewesen sei.

„Gottfried Keller allerdings“, so fährt er nun wie im Triumphe gleichsam fort, Gottfried Keller also, „von dem wir eine ganze Anzahl von Briefen besitzen, die über Spittelers erste Dichtungen mit großer Hochachtung sprechen, hatte begonnen, über das oben erwähnte Werk<sup>36)</sup> einen längeren Aufsatz für die ‚Deutsche Rundschau‘ zu schreiben, ließ aber infolge einer zufälligen Störung die Arbeit ruhen und scheint sie später vernichtet zu haben, da uns wenigstens nicht bekannt ist, daß sich die betreffenden Bogen, die uns selbst von Keller vorgewiesen wurden, im Nachlaß vorgefunden hätten . . .“

Aus diesen Zeilen geht eindeutig hervor, daß nicht nur Keller seinen Aufsatz über Spittelers Dichtung zu schreiben begonnen, sondern daß ihn auch Widmann selber gesehen hat. In einem anderen Sinne jedenfalls läßt sich Widmanns persönliches Zeugnis nicht auslegen; wenn trotzdem aus Kellers Nachlaß nichts auf Tandem und sein Werk Bezügliches zutage getreten ist, so müssen wir uns eben mit dem Gedanken abfinden, daß der alternde Dichter „die betreffenden Bogen“ wohl selbst später wieder vernichtet hat.

Doch abgesehen davon wissen wir nun allerdings — dies im Gegensatz zu Widmann —, daß Keller nicht bloß „infolge einer zufälligen Störung“ die Arbeit habe „ruhen“ lassen, sondern daß er von all den vielen Hemmungen, die ihn je länger desto bestimmter von Spitteler wieder trennen mußten, einfach nicht mehr losgekommen ist, ja daß ihm vor allem die Extramundana die anfängliche Freude auch am Prometheus ein für allemal zerstört haben. Dies ist der Grund seiner schließlichen Zurückhaltung, deren verschiedene Phasen und Stimmungen wir nun kennen, doch nicht minder auch der Ausdruck seiner schönen menschlichen Ehrlichkeit, die es nicht über sich bringt, Gefühle oder gar Beziehungen vorzutäuschen, die einmal nicht da sind; und dank dieser echten großen Schamhaftigkeit hat er auch darauf verzichtet, die Öffentlichkeit mit einem Aufsatz gleichsam zu belügen, dessen tieferer Sinn ja gar nicht so sehr dem Ruf des eigenen Herzens entsprochen hätte, als vielmehr der Einflüsterung von Seiten eines Freundes.

Robert Jaesi<sup>37)</sup> gibt eine klare und überzeugende Deutung dieser Haltung Kellers Carl Spitteler gegenüber, wenn er feststellt, es sei

„unbeschadet aller Mißverständnisse und Zufälle“ „durchaus schicksalhaft, daß G. Keller sich Spitteler versagte, — oder soll man sagen: daß er ihm gegenüber versagte? Seine eigene Genialität hat die Spittelers (wie zuvor die Gotthelfs) mit erstaunlichem Tiefblick erkannt, aber die bürgerliche Besonderheit und Begrenzung seines Wesens hat ihn verhindert, diese ihm fremde Art unbesangen zu bejahen. Der größte Dichter der bürgerlichen Welt, dieser Welt der Mitte, des Maßes, der Begrenzung hätte über sich selber hinausgehen müssen, um zum Herold

<sup>36)</sup> Bezieht sich auf „Prometheus und Epimetheus“.

<sup>37)</sup> Robert Jaesi: „Spittelers Weg und Werk“, 1933, S. 58.

dieses Gegentypus zu werden, der zugleich heroischer und individualistischer, mythischer und moderner war als er."

Damit aber läßt sich nun auch ermessen, in welchem Lichte das Phänomen Spitteler der übrigen Welt notwendig erscheinen und wie namentlich sein „sibyllinisches“ und „tragelaphisches“ Wesen, das Menschliche so gut wie das Künstlerische, zum vornherein nur Mißverständnis erwecken mußte, nachdem es nicht einmal von dem stärksten und urtümlichsten Dichter der damals alt gewordenen Generation, auf den es ankam, als wirkliches Erlebnis begriffen und dauernd erschlossen werden konnte. Ja, gerade am Beispiel Gottfried Kellers muß es besonders fühlbar werden, wessen und wieviel es bedurft hat, um die Zeit für eine derart elementar in sich selbst versponnene Individualität wie diejenige Tandems überhaupt nur einmal zu gewinnen. Alle die Hemmungen, die Keller gegen solcherart prometheische „Dichtwesen“ nur mit Mühe zu unterdrücken wußte, all die lastenden Vorurteile, die wie Gewichte die sonst so beschwingte Kraft der Erkenntnis lähmten, kurz alle diese sein freies, lauterer Empfinden und Urteilen rein schon von Innen her trübenden Wenn- und Aber-Stimmungen —, wie muß dies alles erst die übrigen Zeitgenossen, die kleineren und minderen Geister, die durch Zufall oder Absicht getrieben, sich irgendwie zu Spitteler führen ließen, beschwert und behindert haben!

Wenn nicht Keller, wer denn hätte — abgesehen natürlich von Spitteler's Urfreund Widmann — an den Schöpfer des Prometheus aus ganzer Seele noch glauben mögen? Spitteler selbst hat die Antwort später einmal gegeben, wenn er in der Imago den Viktor, diesen seinen seelischen alter ego, ausrufen läßt: „Nicht die Alten, die glaubens nicht; nicht die Zeitgenossen, die leidens nicht; nicht die Frauen, die folgen dem Erfolg; sondern einzig und allein die auserlesene Mannschaft eines nachkommenden Geschlechts“. Aber gerade daran läßt sich anderseits so recht deutlich und schön wieder erkennen, was für einen seltenen, in Treue und Glauben unerschütterlichen Menschen er an seinem einzigen wirklichen Freunde, Josef Viktor Widmann, gefunden und besessen hat. Denn jeder andere wäre, nach Kellers Extramundana-Bescheid, in seinem Glauben an den Dichter Spitteler unweigerlich erschüttert, zum mindesten gelähmt worden. Nicht so aber Widmann. Rein anderer Freund hätte sich einer solch selbstlosen Mühe unterzogen, um noch weiterhin für Spitteler's auch menschlich so schwer zu fassende Außenseiter-Persönlichkeit dauernd einzutreten, nachdem selbst ein Gottfried Keller als Herold nicht gewonnen werden konnte. —

Damit indessen schließt das in seiner zeitlich wie menschlich gleichermaßen begrenzten Dauer gleichwohl inhaltreiche Kapitel der Beziehungen zwischen Gottfried Keller und Carl Spitteler. Es ist, unabhängig von all seiner Problematik, wesentlicher als es zunächst erscheinen will, weil eben die knappe Spanne, in die es hineingepreßt werden muß, über seine wahre Bedeutung leicht hinweg zu täuschen vermöchte, so wie denn zum

Beispiel Adolf Frey, der es offenbar nicht anders wissen konnte, Carl Spitteler gegenüber einmal behauptet hat<sup>38)</sup>, Kellers „Anerkennung“ habe „nicht viel länger als ein Vierteljahr gedauert“, während er, Frey, dagegen „dreißig Jahre“ für ihn „gefochten“ habe, „auch gegen Gottfried Keller“, — eine Behauptung, die somit nicht völlig den Tatsachen entspricht.

Denn entspräche auch diese Behauptung der ganzen Wahrheit, — der eine herrliche Brief Meister Gottfried Kellers über Prometheus und Epimetheus, der Spitteler so unsäglich tief zu trösten vermochte, er wiegt schwerer und tönt voller als alles, was in jenen langen Jahren — von Widmanns Äußerungen abgesehen — überhaupt nur über Tandems unvergängliches Jugend- und Meisterwerk ausgesagt worden ist.

Es war wie ein einmaliger, zündender Blick, der Gottfried Keller für die so knappe Spanne, deren das Schicksal gerade bedurfte, wie einen Seher gleichsam befähigt hatte, seinen Blick in den abgründigen Seelenschacht dieser neuen sibyllinischen Dichterseele tauchen zu lassen und mit seinem Ohr das geheimnisvolle Singen und Klingen der Grundwasser ihrer tiefen verborgenen Geheimnisse abzulauschen.

Gewiß: es war nur ein einmaliger Blick. Nur ein einziges Mal hat Keller aus ganzem, vollem, reinem Herzen für Spitteler zu zeugen vermocht. Doch mit diesem einen Male hat er Spitteler nach dessen eigenem Bekenntnis in seinem Dichtertum gerettet und für endgültig wieder aufgerichtet. Das ist alles, was er getan, aber es ist unendlich viel.

# Politische Rundschau

## Die Kriegslage.

Der Fall von Singapur wird zweifellos in die Geschichte dieses Krieges eingehen als eines seiner bedeutendsten Ereignisse — vielleicht nicht allein in die Geschichte des Krieges. Mit dem Fall dieser Festung, deren Ausbau schon während einer langen Zeitspanne vor Kriegsausbruch immer wieder die Aufmerksamkeit der Welt gefangen nahm — die neuzeitliche Gestaltung geht zurück bis zu der Regierung MacDonald auf das Jahr 1924, wo diese Regierung der Arbeiterpartei sich endlich, nach vielen Hemmungen, zur Aufgabe ihres pazifistischen Zögerns in diesem Sektor, und nur in diesem, entschloß — damit ist nun mit einem Schlage nicht allein die ganze fernöstliche Position — nach dem *Vorwerk Hongkong* fiel nun auch das *Hauptwerk* — des britischen Empire in Frage gestellt, sondern — und das wiegt nach besonderen Richtungen noch bedeutend schwerer — auch *Indien* in Gefahr, in den Strudel des Niederganges gerissen zu werden, der mit dem 7. Dezember 1941 in einzigartiger Weise

<sup>38)</sup> Brief vom 17. Nov. 1911 (in „Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler“, hg. von Lina Frey, 1933).